

Zum vierhundertsten Todestag Machiavellis

Autor(en): **Meyer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **37 (1952)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-378917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum vierhundertsten Todestag Machiavellis

(*Neue Zürcher Zeitung, Nrn. 1050 und 1057 vom 22. und 23. 6. 1927*)

In keiner Epoche der romanisch-germanischen Geschichte hat der Staat derart ausschließlich alle Macht an sich gerissen, wie heute. Die Tatsache allein schon genügt vielen, in ihm nicht nur den stärksten, sondern auch den höchsten Faktor des Lebens zu sehen. Der Mann, von dem diese Einstellung ihre erste literarische Rechtfertigung empfing, *Niccolò Machiavelli*, ist heute vor vierhundert Jahren gestorben. Auch das nähere Ziel, das der große Florentiner so leidenschaftlich ersehnte, ist am heutigen Todes-Zentnar erfüllt; der „geographische Begriff“, wie Metternich Italien vor hundert Jahren noch nennen konnte, ist zum Nationalstaate geworden und bekundet, antiken Spuren folgend, in Führer und Volk heute einen unheimlichen Lebenswillen.

Wie die meisten wirksamen Geistesleistungen, ist auch Machiavellis Lebenswerk weniger aus theoretischer Erwägung als aus einem mächtigen Erlebnis emporgewachsen. Seit dem Jahre 1494 war das glorreiche Zeitalter der italienischen Staatenfreiheit zu Ende gegangen; die Fremdherrschaft war aufgerichtet. Die Italiener hatten schon im Mittelalter gegenüber der politischen Herrschaft der Deutschen, wie gegenüber der kulturellen Hegemonie der Franzosen sich als Nation, als Nachfahren der stolzen Römer, fühlen gelernt. Nun empfanden sie stärker als je, daß ihnen das fehle, was die Großstaaten des Westens, Frankreich und Spanien, auch den Kaiser und die Eidgenossen auszeichnete: das politisch Entscheidende, die *Macht*.

Für die Wiederherstellung der italienischen Freiheit und Größe den Weg zur politischen Macht zu finden, das ist die Aufgabe, die Machiavellis berühmteste Abhandlung, der *Principe*, sich stellt. Nach unserm heutigen Urteil war eine Befreiung Italiens aus eigener Kraft in jener Zeit nicht möglich. Die fünf größern Staaten litten alle unter schweren inneren Spannungen und hatten erst noch seit Generationen in eine derartige Fülle zwischenstaatlicher Gegensätze sich verbissen, daß sie sich den gewaltig erstarkten Nachbarstaaten gegenüber so wenig aus dieser Verstrickung zu lösen vermochten, wie einst die hellenistischen Staaten gegenüber Rom. Wollte Italien außenpolitisch dem übermächtigen Schicksal trotzen, so benötigte es eine innerpolitische Kraftsteigerung von dämonischem Aus-

maße. Machiavelli, seit 1498 Beamter der Republik Florenz, Kanzler im Rate der Zehn, einer Kommission für Krieg und auswärtige Politik, scheute vor dieser Folgerung nicht zurück. Zeitlebens grundsätzlicher, wenn auch gemäßigter Republikaner, war er angesichts der innern Schwierigkeiten in den italienischen Kommunen zur Überzeugung gelangt, Italien könne nur durch einen *Fürsten* von der Fremdherrschaft befreit werden. Nur ein Fürst vermöge einen Staat neu zu schaffen und zu erweitern. Nach vollendeter Befreiung möge — über das Nähere hat er sich klug ausgeschwiegen — die republikanische bzw. föderative Verfassung wieder zu Ehren gelangen. Und zwar ist für das fast Unmögliche eine Herrschergestalt von urtümlicher Kraft, von lebendiger Energie (*virtù*) notwendig. Das Muster für diesen Fürsten suchte er in der antiken Geschichte wie in der Gegenwart, am Hofe Ludwigs XI., Ferdinands des Katholischen, bei den italienischen Tyrannen, vor allem aber bei Cesare Borgia. Als 1502 die Florentiner fürchteten, der Sohn Alexanders VI. möchte nach der Bezwingung der mittelitalienischen Großen auch die Republik Florenz unterwerfen, entsandten sie Machiavelli als Beobachter in sein Lager. In der Romagna war er Zeuge, wie Cesare, der Duca Valentino, durch Betrug und Gewalttat ungeahnte kriegerische und politische Erfolge einheimste. Aus den spätern Berichten und Briefen Machiavellis ersehen wir, wie das Erlebnis ihn nicht mehr losließ. Als 1512 der Freistaat Florenz wieder seinen früheren Herren, den Medici, unterworfen wurde, verlor auch Machiavelli, republikanischer Gesinnung verdächtig, sein Amt. Aus dem praktischen Staatsmann zum Theoretiker der Regierungskunst geworden, hat er jene Eindrücke, ergänzt durch das Studium der Alten, zum Idealtypus des „Fürsten“ gesteigert, des Machtmenschen, wie er ihm notwendig schien, wenn Italien befreit werden sollte.

In den anderthalb Jahrzehnten unfreiwilliger Muße wollte Machiavelli „das Gute, das er wegen der Ungunst der Zeit und des Schicksals nicht selber ausführen konnte, andere lehren, damit einer es verwirklichen kann“; in den Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius, in der verwandten, aber selbständig erschienenen Abhandlung über den Fürsten, in der „Kriegskunst“, bemühte sich Machiavelli, aus der Geschichte und seiner eigenen politischen und militärischen Erfahrung die Regeln zu abstrahieren, die zum politischen Erfolge führen. Aus der antiken, namentlich von Polybius ihm zugeflossenen Vorstellung von der ewigen Gleichförmigkeit des Menschen und der Welt leitete er die Möglichkeit ab, allgemeine Wahrheiten, Sätze von bleibender Gültigkeit, eine Wissenschaft von der Staatskunst, eine politische Mechanik zu gewinnen. Mit seiner rein empirischen, induktiven Methode stellt er sich in bewußten, scharfen

Gegensatz zu allen deduktiven, idealistischen Staatstheorien, Spekulationen, „welche bloß darauf sehen, was geschehen solle und nicht auf das, was wirklich geschieht“; er wollte lieber „dem wirklichen Wesen der Sache nachgehen, als einem Phantasiegebilde von ihr; viele haben sich Freistaaten und Fürstentümer zusammenphantasiert, die man nie gesehen hat“.

Das Ergebnis ist eine realistische, ja naturalistische Politik, der vielgeschmähte *Machiavellismus*. Maßstab ist einzig der politische Erfolg, die Machtbehauptung und Machtmehrung nach außen und innen. Alle Mittel, die zum Ziele führen, werden bejaht. „Spricht die Tat gegen den Politiker, so muß der Erfolg ihn entschuldigen“. „Man wird alle Mittel, deren er sich hiezu bedient, rechtfertigen“. „Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, sich darauf verstehen, bei Gelegenheit schlecht zu handeln und es tun oder unterlassen, so wie es die Notwendigkeit erfordert“. „Jemand, der darauf ausgeht, in allen Dingen moralisch gut zu handeln, muß unter einem Haufen, der sich nicht daran kehrt, zugrunde gehen“. Wenn die politische Notwendigkeit (*necessità*) Wortbruch, Lügen, Grausamkeit nahelegt, so darf man vor diesen Dingen nicht zurückschrecken. „Ein kluger Fürst darf sein Versprechen nicht halten, wenn es ihm schädlich ist oder wenn die Umstände, unter denen er es gegeben hat, sich geändert haben“. „Ich wage zu behaupten, daß es sehr von Nachteil ist, stets redlich zu sein; aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich zu *scheinen*, das ist sehr nützlich“.

Die Religion, die Moral und das Recht läßt Machiavelli, in Anlehnung an Polybius, von klugen Männern aus politischer Zweckmäßigkeit und Interessenlage bewußt erfunden, vom Intellekt geschaffen werden; diese Güter sind ihm innerlich gleichgültig, nur Mittel der Staatskunst. Das Christentum empfindet er als ein fremdes Element; es ist politisch weniger tauglich als die römische Religion, weil es „die Ehren der Welt“ gering schätzt; „es verlangt die Stärke mehr zum Leiden, als um eine tapfere Tat zu vollbringen“. Aufgabe der Politik ist es, die Naturkräfte, die Leidenschaften des Menschen, in kluger Berechnung den Interessen des Fürsten, des Staates dienstbar zu machen. Wenn somit Machiavelli, wie einige seiner antiken Vorbilder, die Wirkungsmöglichkeiten der führenden Persönlichkeit überschätzt, so weiß er doch, daß auch das Glück zum Erfolge gehört; unter Glück, fortuna, versteht er die gute Gelegenheit, die günstige Konstellation der Bedingungen. Er kennt die Relativität aller politischen Maßnahmen; „nie kann man einen Übelstand beseitigen, ohne daß ein anderer daraus entsteht“, „bei jedem Guten liegt ein Übel, das fast nicht zu vermeiden ist“.

Seine lebhafteste politische Phantasie führte ihn zu voreiligen Verallge-

meinerungen und zu vielen Widersprüchen. Seine Emporhebung des römischen und schweizerischen Volksheeres zu einem allgemeingültigen Prinzip, das er, trotz großer Menschenverachtung, in Florenz auf den Patriotismus der Bevölkerung aufbauen wollte, fand 1512 in der Niederlage der Machiavellischen Miliz eine blutige Korrektur. Aber mögen im Principe, in den Discorsi und in der Arte della guerra noch so viele irrige Ratschläge und Regeln sich finden, so möchte man auch von den politischen Schriften aussagen, was Jacob Burckhardt über die „Florentinischen Geschichten“ geurteilt hat: „Es könnte gegen jede Zeile irgend etwas einzuwenden sein und ihr hoher, ja einziger Wert im ganzen bliebe dennoch bestehen“.

Denn weit über allen richtigen und falschen Einzelaussagen steht eine große Tatsache: noch nie war bei den romanisch-germanischen Völkern die *Eigengesetzlichkeit*, die Zwangsläufigkeit, die *necessità* der *Politik* so gründlich und folgerichtig dargestellt worden. Nicht nur die Lösung von der moralischen und religiösen Betrachtungsweise, sondern allgemein die Verselbständigung der politischen Sphäre wird hier wissenschaftlich vollzogen. Zum erstenmal mißt ein Theoretiker die staatlichen Verhältnisse grundsätzlich mit dem immanenten, politischen Maßstabe. In Italien, wo nach Burckhardts Urteil „der moderne europäische Staatsgedanke zum erstenmal frei seinen eigenen Antrieben hingegen“ erscheint, und wo auch „der Staat als berechnete, bewußte Schöpfung, als Kunstwerk“ entstanden war, hat ein gebildeter Laie und praktischer Staatsmann diese theoretische Tat geschaffen. Hier hat ein Stadtbürger, dem das Wohl seines Staates über alles ging, das in der antiken Polis geborene politische Denken rein nur auf den empirisch-realistischen Boden gestellt.

Das religiöse Zeitalter der romanisch-germanischen Völker konnte diese Leistung nicht vollbringen, trotzdem die politische Praxis im Mittelalter schon ihre eigenen Wege ging. Die scholastischen Gelehrten untersuchten den Staat von der Frage aus, welche Funktion ihm im Stufenbau der Zwecke zukomme. Ihr Absehen ging auf die unmittelbare Erkenntnis des höchsten Gutes, die Erkenntnis Gottes. Die profanen Wissenschaften haben nach Thomas von Aquin nur insofern Sinn, als sie zu diesem Endzwecke beitragen. Das Studium der äußern Welt um ihrer selbst willen erschien nicht nur gleichgültig, sondern verwerflich; es lenkt ab von der letzten, höchsten Aufgabe, die dem einmaligen Erdenleben gestellt ist. Nicht anders hat u. a. Calvin gedacht. Vollends ein eindringendes Studium der naturhaften Staatstendenzen und ihrer Grundsünden, der *libido dominandi*, der *superbia*, wäre als Dienst am Satan, dem Fürsten dieser Welt, empfunden worden.

Aber Machiavelli blieb nicht dabei stehen. Er hat die dämonischen Elemente des Staates nicht nur studiert, sondern letztlich auch bejaht, trotz gelegentlichen theoretischen Vorbehalten. Auf jeden Fall hat er sich um die Eigengesetzlichkeiten der unpolitischen Kulturgebiete wenig bekümmert und unter der Wahl zwischen den Werten nicht gelitten. Und er will sich in andere Sphären auch nicht einfühlen. Mag man noch so vieles auf die Eindrücke zurückführen, die er vom Papsttum der Borgia empfing — „die Völker, die Rom am nächsten sind, haben am wenigsten Religion“, erklärte er —, so sah er doch selbst in Savonarola, dem „waffenlosen Propheten“, nichts anderes als „den schlaunen Mönch“. Auch seine scharfsinnige, aber rein rationalistisch-politische Darstellung des Christentums zeigt, daß wir nicht nur vor den Schranken der Zeit, sondern auch vor den Schranken seiner Persönlichkeit, des politischen Typus überhaupt, stehen. Die Welt gewordene Kirche, die Machiavelli nur in der Anschauung vom Primat des Politischen bestärkte, hat gleichzeitig in Deutschland und in der Schweiz eine neue Besinnung auf die letzten Wurzeln des Christentums herbeigeführt.

Der Meister einer kraftvollen italienischen Sprache gehört auch zu den bedeutendsten Lustspieldichtern des damaligen Italien; seine bekannteste Dichtung, die Ehebruchkomödie *Mandragola*, steht nach Villaris Urteil nur hinter Ariost zurück. Machiavelli entschuldigt sich, daß er überhaupt mit „solcher Spielerei“ sich abgebe; man habe ihm, dem amtslosen Manne, verwehrt, „durch bessere Taten seine bessere Kraft zu erweisen“. „Fast zynisch lachend“ zeichnet Machiavelli hier, eines letzten, versöhnenden Humors bar, „die Komödie einer Gesellschaft, deren Tragödie der Principe ist“.

Sehr fruchtbar war Machiavellis Verhältnis zur *Geschichtswissenschaft*. Das historische Hauptwerk, die im Auftrag der Medici geschriebenen „Florentinischen Geschichten“, sind als „bahnbrechend in der Entwicklung der neuern Geschichtswissenschaft“ bezeichnet worden. Machiavellis historische Produktion zeigt die Stärken und Grenzen seiner politischen Wissenschaft. Sein Interesse an der Geschichte ist ein sekundäres; der politische Denker sucht ja nicht Kontemplation, sondern politische Belehrung. Noch in Commines' politischen Memoiren spielt Gott als *causa remota* in der Geschichte mit. Bei Machiavelli ist die Historie säkularisiert. Selbstverständlich wendet er bei seinen (ausschließlich politischen) Stoffen einzig den politischen Maßstab an; er hat damit, wie sein Zeitgenosse Guicciardini, einem Hauptzweig der neuern Geschichtswissenschaft die immanente Kritik gelehrt, die Kunst, ein geschichtliches Gebilde an seinem eigenen Willen und Inhalt zu messen. Interesse, Stoff, Maßstab sind poli-

tisch. An den wirtschaftlich-gesellschaftlichen Erscheinungen, soweit sie nicht unmittelbar auf dem Wege über die Partei- und Finanzpolitik ins Politische hinübergreifen, aber auch an den kulturellen Leistungen, also gerade an der weltgeschichtlichen Hauptschöpfung des Florentiner Quattrocento, geht er vorbei. Wo der geschichtliche Tatbestand zu seiner politischen Theorie nicht paßt, stutzt er ihn nicht selten zurecht. Und doch liegt in seiner Methode, die in der Vergangenheit nicht bloß die Tatsachen um ihrer selbst willen, sondern mittels Vergleichung allgemeine, typische Erkenntnisse gewinnen möchte, ein fruchtbarer Gedanke, der gerade heute, nachdem zahlreiche Historikergenerationen ein ungeheures, kritisch gesichtetes Material aus allen Kulturzeitaltern aufgeschichtet haben, in einer universelleren, soziologischen Fragestellung sich viel erfolgreicher auswirken kann, als das bei Machiavellis vornehmlich auf die Regierungspolitik beschränkter, auf wenige und mangelhafte Quellen angewiesener Tätigkeit noch möglich war.

Unter verschiedenen Gesichtspunkten ist der *Kampf gegen die politische Theorie Machiavellis* geführt worden.

Am adäquatesten war wohl jene Kritik, die von praktischen Politikern geübt wurde: Ganz in der Fragestellung Machiavellis wandelnd, untersuchten sie, ob die von ihm vorgeschlagenen Mittel wirklich den politischen Erfolg erreichen; so rügte Richelieu den Wortbruch, denn er schade der Reputation des Fürsten, die politisch unentbehrlich sei. Zweifellos hat Machiavelli, der dem Fürsten die übermenschliche Aufgabe der Befreiung Italiens zuwies, die Mittel überspannt. Ein solches Maß von Immoralität führt wohl nur unter seltenen Konstellationen zum vollen Erfolg. Der Theoretiker der Regierungskunst ging schon für seine eigene Epoche zu weit. Die Mächte, denen er das Geheimnis des Handelns abgelernt hatte, haben ja selber politischen Schiffbruch gelitten. Gerade wegen ihrer traditionellen gegenseitigen Vergiftung der politischen Atmosphäre riefen die italienischen Mittelstaaten die Fremdherrschaft über Italien herbei. Cesare Borgia, auf dem Zenith des Erfolges vom Staatskanzler belauscht, endete als Abenteurer. Die eigene opportunistische Anpassung an das neue Regiment der Medici hat an Machiavelli selber sich gerächt: als nach der Katastrophe des Mediceer Papstes Clemens VII., nach dem Sacco di Roma, die Florentiner zum zweitenmal (wie schon 1494) sich gegen ihre Signoren erhoben, ließ die Republik den vermeintlichen Fürstenknecht, der Machiavelli im Kerne nicht war, nicht mehr zum Amte zu; wohl nicht zum mindesten der Gram darüber hat wenige Tage darauf, am 22. Juni 1527, dem 58jährigen das Herz gebrochen.

Doch alle Kritik dieser Art widerlegt nur das Zufällige, Zeitliche oder

doktrinär Überspannte in Machiavellis Werk. Indem sie Unwesentliches eliminiert, tritt der bleibende Grundgedanke, die Eigentendenz des staatlichen Trieblebens, nur um so reiner zu Tage. Das Dämonische bleibt, seine Erscheinungsformen wandeln sich je nach den Konstellationen. Es gibt kein absolutes, für jeden Staat und jede staatliche Epoche zutreffendes politisches System. Gewiß sind die politischen Formen in den Jahrhunderten seit Machiavelli in manchem humaner geworden. Indem die europäischen Dynastien in langsamer, zäher Arbeit das Monopol der Gewalt an sich rissen, Heer, Geld, Justiz, z. T. auch die geistigen Machtmittel, Kirche und Schule, verstaatlichten, hatte der Staat wenigstens in seinem Innern zuletzt keine Gegner mehr vor sich, die ihm mit Gewalt zu trotzen vermochten. So gelang es ihm, im Innern eine Rechtsordnung herzustellen; das war den rasch und illegal emporgestiegenen, von ewigen Verschwörungen bedrohten Tyrannen der Renaissance nie voll gelungen. Wenn heute je das interne Gewaltmonopol des Staates bedroht wird — in Revolutionszeiten —, tritt aber auch in der Innenpolitik von selbst das diabolische Prinzip neu zu Tage. Indem weiterhin der Staat aus einem Anhang der Fürsten, der er in der Renaissance war, eine Organisation des Volkes wurde, nahm in manchem auch die Außenpolitik andere Formen an; viele besonders korrupte Mittel, wie Verrat und Bestechung, haben automatisch an Wirkung verloren. Am meisten außenpolitische Rechtmäßigkeit finden wir bei saturierten, von Großmächten umlagerten Kleinstaaten; sie sind realpolitisch an einer überstaatlichen Rechtsidee interessiert und dürfen den Mächtigen kein schlechtes Beispiel geben. Diese saturierten Kleinstaaten, die Lieblinge des Kirchenvaters Augustin, sind der Gegenpol des Principe, der einen Staat schaffen und erweitern wollte. In ihren eigenen Anfängen handelten sie öfters nach andern politischen Prinzipien.

Das Grundgesetz des Machtstrebens und der Machtbehauptung bleibt. Es gibt keine große politische Schöpfung, die ihm nicht gehuldigt hätte. Der Verfasser des Antimachiavell, Friedrich II., hat als König von Preußen die Ratschläge des Florentiners genugsam befolgt. Der Staatsminister Goethe bewunderte Napoleon und erklärte „den platten moralischen Politikern“ gegenüber: „Kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben“. Cavour und Bismarck, die unter günstigeren Verhältnissen eine Aufgabe erfüllten, wie Machiavelli sie dem Principe gestellt hatte, haben beide hervorgehoben, daß ihre Politik in einer andern Ebene liege als die Gerechtigkeit.

Eine zweite Gruppe von Kritikern wirft Machiavelli vor, er habe die Aufgabe des Staates einzig in der *Macht* gesehen. „Die entsetzliche Inhaltslosigkeit dieses Staates“ wurde u. a. auch von Treitschke gerügt. Vom

rein wissenschaftlichen Standpunkt aus müssen wir es jedoch begrüßen, daß der politische Theoretiker Machiavelli, dessen Absehen doch auf die Befreiung der italienischen Kultur nation ging, keine fremden Inhalte mit dem Staat vermengt hat. Der moderne Staatsinhalt, die nationale Kultur, ist zeitlich bedingt und gemahnt in manchem an die alten Staatsgötter. Wer Machiavelli vom Staatszweck aus wissenschaftlich widerlegen will und dem Staat die Verwirklichung anderer, höherer Aufgaben zuweist, tritt unbewußt aus der wissenschaftlich feststellbaren Seinssphäre hinüber ins Gebiet der Wertung; er sieht im Staat ein Mittel für fremde Werte, seien nun diese Werte die Moral, das Naturrecht, die Würde der Persönlichkeit, die Menschheitskultur, die Nationalität oder dergleichen. Immer sind es Güter, die von Haus aus neben, nicht im Staate liegen; es sind Maßstäbe, die dem Politischen nicht immanent sind.

Gewiß ist der Kampf um den Machiavellismus letztlich ein *Kampf um Werte*. Gerade deshalb kann er nicht rein wissenschaftlich ausgefochten werden. Machiavelli ist mitschuldig an dieser Lage. Indem er die Eigentendenz und enorme Wirkung — vielleicht sogar den Wirkungsprimat — des Politischen nicht nur als Tatsache hinnahm, sondern in der letzten Falte seines Herzens zur Forderung erhob, hat der Theoretiker der Politik die Grenze des Beweisbaren überschritten, das Feld der Wertungen betreten und damit die ewigen Gegner des Politischen erst recht zum Kampfe herausgefordert. Die schärfste Absage erstand ihm vom Religiösen her. Ein Jahrtausend religiöser Einstellung geht an der Menschheit nicht spurlos vorbei. Die universelle Brüderlichkeitsreligion des Christentums steht dem Machtstaat viel selbständiger gegenüber als die Stammes-, Staats- und Reichsreligionen der Antike und als die wissenschaftliche Ethik der Stoa. Auch die, in Stoa *und* Christentum verwurzelte, moderne Humanitätsidee läßt sich kaum je von der Staatsraison aufsaugen. Doch alle diese Gegenmächte, die mit Recht an der Wertungswurzel des Machiavellismus rütteln, stoßen immer wieder auf den letzten, selbständigen Lebenswillen des Machtstaatlichen; immer wieder findet diese überindividuelle Eigentendenz des Politischen ihren Resonanzboden in der Menschenseele, in jenem unausrottbaren Typus des Machtmenschen, der der religiösen und moralischen Forderung so fremd, so verständnislos gegenübersteht wie Machiavelli. Auch die Wissenschaft hat diesem Prinzip gegenüber ihre Schranken; mag sie das Dämonische des Machtstrebens noch so sehr ad absurdum führen und beweisen, daß es letztlich im Kampfe aller gegen alle oder in der Weltherrschaft des Siegers enden muß, so wird sie doch, entgegen der Hoffnung der rationalistischen Aufklärung, die Tatsache und die triebhafte Bejahung des politischen Egoismus nicht aus-

zurotten vermögen. Selbst eine überstaatliche Rechtsordnung, wie sie auch aus realpolitischen Erwägungen sich immer mehr aufdrängt, wird kaum den Staat zum dienenden Werkzeug einer absoluten Gerechtigkeit umgestalten; nur die Mittel, nicht aber die innersten Tendenzen des Politischen werden sich ändern. Wir leiden ja heute so schwer darunter, daß auch die robusten Kräfte, die in der Eigengesetzlichkeit des Wirtschaftlichen liegen, durch dessen Einfügung in die staatliche Rechtsordnung nur in positivrechtliche Formen gebannt, aber noch keineswegs unterdrückt worden sind.

Objektiv handelt es sich um letzte elementare Mächte, subjektiv um persönliche Entscheidungen rein tatsächlicher Natur, jenseits aller Beweisbarkeit. Wer sich zum Politischen bekennt, wird an der dämonischen Eigentendenz des Staates nicht leicht vorbeikommen, mag er auch im einzelnen die renaissancehaften und doktrinären, zufälligen Überspannungen Machiavellis meiden. Es bleibt die große, fast ethische Wirkung des moralfreien Florentiners, uns in nüchterner Denkarbeit das Triebleben des Staates gezeigt zu haben. Unbewußt und ungewollt hat er damit uns die Entscheidung für das rein Politische erschwert. Auch wer die Macht nur als ein Mittel für höhere Zwecke benutzen will, weiß seither, daß er ein Instrument handhabt, das wie kein zweites sich verselbständigen und seinen Herrn sich versklaven will.

Logik und Gewissen fordern von uns, daß wir zwischen den Werten wählen. Und doch trägt jeder eindeutige Sieg des einen Prinzips die Tendenz zum Umschlag in ein anderes in sich. Das gilt vorab von der erfolgreichsten Verwirklichung des Politischen, die dem Italiener als Vorbild vor Augen stand, vom Staate der Römer. Wenn die mittelalterlich-christliche Welt zu ihren Schlägen gegen den Staat — gegen das Prinzip des Staatlichen überhaupt — ausholte, so fand sie die geschichtliche Rechtfertigung dazu nicht zuletzt in jenem Kapitel des „Gottesstaates“, wo Augustinus die „glänzenden Laster“ des römischen Weltreiches geißelt: „Was sind, ohne die Gerechtigkeit, die Reiche anderes als Räuberbanden?“ Und wenn die soziologische Verwirklichung des Christentums, die Kirche, hernach siegte, und den Staat als ein Werkzeug des Religiösen sich einfügte, so erlag sie in der Folge, selber Staat geworden, ihrerseits dem dämonischen Eigengesetz des Politischen; in der politisierten, Welt gewordenen Kirche liegt hinwiederum eine letzte geschichtliche Rechtfertigung der autonomen Staatslehre Machiavellis.

Vor der empirischen Welt kann nur der *Kompromiß* bestehen, schon deshalb, weil die meisten Menschen mehr als einem Seelentypus angehören. Aber wenn wir auch immer wieder neue Brücken bauen, so wird

die Kluft nicht aus der Welt geschafft. Dem traditionsgesättigten historischen Blick der Gegenwart erscheint der bewußt erlebte Konflikt der Kulturwerte nicht nur als eine zufällige Tatsache, vielmehr als der notwendige, tragische Preis der Kulturschöpfung selber. Die Überwindung durch eine letzte Einheit, wie sie das Mittelalter gewonnen hatte, ist bisher nicht wieder geglückt. Indem der rücksichtslose Denker Machiavelli uns die Eigenkraft einer Ursphäre, der politischen, bis in die letzten Folgerungen sehen lehrte, hat er zur Spannungslage des heutigen Kulturmenschen ein Mächtiges beigetragen.